

Dahinter, daneben, darüber hinaus: abseits im Fokus der Europäischen Ethnologie

Berkhout, Judith; Löffler, Klara; Takacs, Maria

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Berkhout, J., Löffler, K., & Takacs, M. (2010). Dahinter, daneben, darüber hinaus: abseits im Fokus der Europäischen Ethnologie. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 11(2), 249–265. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-355070>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Judith Berkhout, Klara Löffler, Maria Takacs

Judith Berkhout, Klara Löffler, Maria Takacs: Dahinter, daneben, darüber hinaus.

Abseits im Fokus der Europäischen Ethnologie

Behind, beside, beyond.

Aside the focus of European Ethnology

Die Einsozialisation in die Biographieforschung wird von den Autorinnen als Einübung in Formen und Formate wissenschaftlicher Kommunikation, als ein Prozess unter dem Einfluss unterschiedlicher Dynamiken diskutiert. Während im informellen Rahmen der Gespräche unter Studierenden noch Selbstverständlichkeiten hinterfragt und Vorbehalte formuliert werden, im Forschungstagebuch und bisweilen auch in Beratungsgesprächen Fragen und Widersprüchlichkeiten Raum finden, werden Unsicherheiten und Unklarheiten im Verlauf der Qualifizierung und dementsprechender schriftlicher Formate und Konventionen zunehmend ausgeblendet. Um die Effekte und Wirkung der Versprachlichung, insbesondere der Verschriftlichung auch auf den eigenen Text wenigstens anzudeuten, entschlossen sich die Autorinnen zu einer Darstellungsform, die die Geschichte des vorliegenden Textes abbildet, der sich aus drei Abschnitten in Perspektive und Stil der jeweiligen Autorin zusammensetzt: der ursprüngliche Vortragstext wurde lediglich durch eine Leseanleitung gerahmt und nach einer Peer Review mit Endnoten versehen.

Stichworte: Schriftlichkeit, Konventionalität, Ausblendungen, Qualifikation, Spracheffekte

Abstract:

Getting routines in biographical research is discussed as a process of adjustment to forms and formats of scientific communication. The text concentrates on three different stages on scientific work and development: In the informal contexts of discussions among students it is quite possible and common to speak about uncertainties, to formulate reserve and refusal; and also the research diary and the consultations with the supervising professor give space and time to come up with ambiguities and even fail. But in the run of academic career all these aspects are increasingly faded out, are no longer part of the spoken, particular of the written texts. Concerning the hidden significances and effects of talking and writing in scientific work the authors opt for an style of presentation, which illustrates also the history of the present text.

Keywords: Literacy, conventionality, suppressions, Qualification, language effects

1. Leseanleitung – zu einem Vortrag

Wir sind nicht diskret – in dem, was wir beschreiben werden und in dem, wie wir dies tun. Einen Vortrag über Bedenken und Vorbehalte, wie sie im Verlauf qualitativ und biographisch ausgerichteter Forschungsarbeit auf unterschiedlichen Ebenen von Vertrautheit und Distanz formuliert werden, haben wir nicht umgeschrieben, sondern wir haben uns dazu entschlossen, diesen mit einer Einführung zu rahmen. Damit geben wir dem Vortrag eine dem Medium Zeitschrift angemessene Fassung.¹ Mit diesem, wie mit jedem anderen Rahmen wird eine „Grenze symbolisiert und verstärkt“ (Simmel 1995, S. 101), Georg Simmel betont dies in seinem „ästhetischen Versuch“ zum Bilderrahmen.

Konsequent ist diese Lösung nicht, bedenkt man, dass der jeweilige Rahmen und seine Eigenschaften auch den Inhalt beeinflussen und verändern können. Immerhin bleibt damit das Modell einer Vortragsform erkennbar, die unsere Rollen und Positionen im Wissenschaftsbetrieb und die spezifische Arbeitssituation in der Europäischen Ethnologie abzubilden versucht. Eine konsequente Trennung freilich, die auch in den Wissenschaften praktizierten Oppositionen zwischen mündlichem und schriftlichem Text, wäre auch unseren Beobachtungen, Überlegungen und Ergebnissen nicht angemessen. Denn im Arbeitsprozess des Vortragschreibens wurde zunehmend deutlich, dass und wie Stationen und Strategien der Verschriftlichung Formen und Phasen der Mündlichkeit überlagern; dabei ist das Vortragschreiben selbst bemerkenswert in seinen Mechanismen der Verschränkung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Je nach Erfahrung im empirischen Arbeiten, aber auch Position im Fach variieren die „Bedingungen und Prozesse der Einsozialisation in die Biographieforschung“, so der Titel der Jahrestagung 2009 der Sektion Biographieforschung in der DGS, vor der wir unseren Beitrag präsentieren konnten. Doch zeigte sich, dass es grundsätzlich informelle Formen mündlicher und schriftlicher Texte, Texte im Hintergrund sind, über die Probleme mitgeteilt, verhandelt, bearbeitet werden. Aus diesem Grund entschlossen wir uns, diese Formen auch im Vortrag aufzunehmen, sie als Gedächtnisprotokolle, Auszüge aus Forschungstagebüchern und ethnographische Notizen zu präsentieren und damit einen eher unkonventionellen Weg der Präsentation zu gehen.

Ohne die Freiheiten des Mündlichen gegenüber dem Schriftlichen überzeichnen zu wollen,² ist doch für schriftliche Texte die Anforderung zur Anschlussfähigkeit um einiges höher; in der Performanz einer wissenschaftlichen Abhandlung und gar einer wissenschaftlichen Qualifikationsarbeit wird Bedenken und Vorbehalten wenig Raum gegeben. Zwar werden zunehmend biographische Momente der Themenfindung und -ausarbeitung in derartige Texte einbezogen und der autobiographische Text wird oft sehr kunstvoll mit dem wissenschaftlichen in einer Erfolgsgeschichte eindeutiger Ergebnisse verdichtet, Bedenken und Vorbehalte, Umwege und Scheitern aber bleiben ausgeklammert, jene Aspekte also, die die Anschlussfähigkeit und Plausibilität unserer Beschreibungen stören würden. Die Einsozialisation in die Schreibpraxis von Kultur- und Sozialwissenschaften stellt sich als Einübung in Diskretion, verstanden als sozial bestimmte Form des Ausblendens bestimmter Kenntnisse dar.³

2. Einführung: Der Vortrag

Wir setzen bei den Alltags an: Unser Vielnamensch, in Wien die Europäische Ethnologie, lässt sich als Alltagsforschung mit biographischen, aber auch als Biographieforschung mit ethnographischen Mitteln charakterisieren. Die Gewichtungen variieren, im Prinzip aber gehen wir von der sozialen, räumlichen und historischen Bedingtheit von zeitgenössischen Phänomenen aus. Unser Fragen richtet sich also gleichermaßen auf Situationen wie auf Lebensgeschichten – ganz so, wie Bettina Dausien und Helga Kelle dies vorgeschlagen haben (Dausien/Kelle 2009). Wir kontextualisieren Situationen mit Lebensgeschichten und umgekehrt. Dies schließt uns als Forscherinnen explizit mit ein. Wir setzen also immer auch bei unseren, den Alltags insbesondere der Wissenschaftskultur an, bei Facetten der Kommunikation in diesen Arbeitsalltags, wie sie im Verlauf eines Studiums, aber auch in der Gleichzeitigkeit jedes Forschungsalltags auftreten. Die Beispiele, genauer: Verdichtungen und Schlaglichter, die wir vorstellen und diskutieren werden, sind unserer Erfahrung nach in mehrfacher Hinsicht typisch.

Typisch für die Arbeitskultur in der Europäische Ethnologie ist das heterogene, widersprüchliche Setting: Besteht einerseits im Fach grundsätzlich Konsens darüber, dass wir uns den Prämissen qualitativer Sozialforschung verpflichtet sehen, so arbeiten wir doch andererseits innerhalb wie außerhalb unseres Instituts in einem epistemischen Kontext spezifischer Traditionen von Wissenschaftlichkeit und Objektivität. Nicht typisch ist die Konstellation, in der wir im Folgenden über diese Gespräche sprechen werden: Aus jeweils anderen Perspektiven und Arbeitszusammenhängen referieren wir als Studierende, als Autorin einer Diplomarbeit, als Betreuerin im biographisch-ethnographischen Modus über das, was ansonsten meist im Hintergrund, im mehrfach – wie bei einem Bühnenbild – gestaffelten und geschichteten Hintergrund verhandelt wird: über Bedenken und Vorbehalte.

Wir referieren über Arbeitsalltage, die sich in der Regel wenig über institutionalisierte und formalisierte Forscherinnengruppen und die forcierte mündliche Kommunikation über das empirische Vorgehen organisieren, sondern allenfalls über informelle Netzwerke, in denen Probleme und Unsicherheiten am Rande, unter vier Augen, im Abseits einer epistemischen Kultur formuliert werden, in der Bestimmtheit und Sicherheit – die sichere Methode, das sichere Urteil – im Vordergrund stehen. Welche Bedeutung diesen Gesprächen im Speziellen der jeweiligen Situation, aber auch im Prinzipiellen einer qualitativen, subjektorientierten Forschung zukommt, dies ist unser Thema.

3. Der Dialog: eine Form der Reflexion (JB)

Der folgende Beitrag rückt Gespräche und Fragen in den Fokus, die ein Studium der Europäischen Ethnologie am Rande oder auch außerhalb der universitären Einrichtungen begleiten. Die hier angestellten Reflexionen wurden durch unsere Treffen im Vorfeld der Tagung angestoßen, welche in regelmäßigen Abständen stattfanden.

Anhand von vier Gesprächen⁴ über das Verhältnis der von uns produzierten wissenschaftlichen Aussagen zur Realität, die ich sowohl mit Kommilitoninnen und Kommilitonen als auch mit Fachfremden führte, werde ich einen Prozess der Vergewisserung in den von uns sogenannten weichen Forschungsmethoden darlegen. Den Ausgangspunkt der ausgewählten Gespräche bildet die Problematik, dass der Status von Aussagen, die auf eine qualitative Forschung zurückgehen, immer wieder mit der Idee von Faktizität konfrontiert wurde. Die Schwierigkeit, die Studierende mit der durchaus widersprüchlichen Anforderung haben, in der Analyse Dekonstruiertes wiederum in einen Text, also in eine Konstruktion, zu übersetzen, wird aufgezeigt und bleibt als Problem bestehen.

Erstes Gespräch

Dieses Gespräch mit einem Kommilitonen entwickelte sich in der Folge einer Lehrveranstaltung. In diesem Seminar wurde über die ethnographische Methode Wahrnehmungsspaziergang reflektiert. Eine anschließende Diskussion um die generelle Anwendung von weichen Methoden im Feldforschungsprozess war aufgrund der mangelnden Erfahrungen der Diskutantinnen und Diskutanten im Feld eher darauf angelegt, grobe Irrtümer aufzudecken als feine Unsicherheiten aufzuspüren.

Im Anschluss an das Seminar begaben wir uns in einen nahe gelegenen Biergarten und setzten die Diskussion fort – die Unterhaltung war also nicht von mir initiiert. Der Austausch war durch den spezifischen Ort und die Konstellation der Teilnehmenden bedingt und wurde impulsiver und dringender geführt, als dies in der Lehrveranstaltung möglich gewesen war. Die Bedenken, die von meinem Kommilitonen zuvor als Frage artikuliert waren, wurden unter den veränderten Bedingungen deutlich als Zweifel dargelegt. Der ausgewählte Ausschnitt bildete den Höhepunkt des Gesprächs, in dem wir beide konträre Seiten einnahmen und damit das Thema zu einem Ende kommen ließen.

Obwohl wir im Studium der Europäischen Ethnologie lernen, dass Fakten nur vielfach gefilterte Vorstellungen und Bilder von der Realität darstellen und die Unsicherheiten, Zweifel und Widersprüche, die beim Eruierten und Auswerten des Materials auftreten, nicht deutlich gemacht werden, unterliegen auch wir, so die Meinung meines Kommilitonen, der Macht der Zahlen. Wir würden, um uns die Welt erklären und sie deuten zu können, auf harte Fakten zurückgreifen. Dieses Denken haben wir, seines Erachtens nach, verinnerlicht. Zwar seien wir dazu in der Lage, während eines Forschungsprozesses den distanzierteren Blick einer Kulturwissenschaftlerin oder eines Kulturwissenschaftlers einzunehmen, wir selbst würden in unseren eigenen Alltags allerdings demselben, auf Faktizität beruhenden Denken ausgesetzt sein. – Er sieht demnach das Legitimationsproblem bei uns selbst.

In dieser Argumentation wurde auf zweierlei Sphären verwiesen, in denen wir uns gleichermaßen befinden. Einerseits ist es unser Alltag, in dem wir selbst der gesellschaftlichen Übereinkunft eines bestimmten Bildes von Wissenschaft unterliegen, welches sich mittels deduktiver Methoden auf harte Fakten stützt. Andererseits sind es die Alltage der zu Erforschenden, bei denen wir uns induktiver Methoden bedienen. Der Alltag, der in unserem Fach zum Gegenstand der Forschung wird, steht diesem Postulat von Wissenschaft also diametral entgegen.

Wie dieses sich hier abzeichnende Dilemma überwunden werden kann, wurde in dem Gespräch selbst nicht mehr besprochen. Erst in einer daran anschließenden Phase des Bedenkens kam ich zu der Überzeugung, dass Forschungen, die sich ausschließlich quantitativer Methoden bedienen, keine umfassenden Rückschlüsse auf Strukturen und Wirkungszusammenhänge des gesellschaftlich Allgemeinen und Besonderen erlauben. Dies steht für mich nicht in Widerspruch dazu, wenn ich mich in meinem Alltag in gewissen Kontexten von der Idee der Faktizität leiten lasse.

Zweites Gespräch

Das zweite Gespräch führte ich letzten Sommer mit einem ehemaligen Mitbewohner, welcher zu diesem Zeitpunkt gerade sein Psychologiestudium abgeschlossen hatte. Das Treffen fand während eines kurzen Besuchs in Hamburg statt. Das Gespräch entstand in dem Austausch über unsere kommenden Aufgaben im universitären und beruflichen Bereich. Während des Dialogs fand ein schneller Wechsel zwischen Konstatieren und Diskutieren statt. Auch hier bildet der knappe Ausschnitt, den ich wiedergebe, das Ende unseres Disputs, indem er mir ein deduktives Lösungsmodell entgegensetzte, das zu einer Verunsicherung meinerseits führte: Qualitative Forschung beruhe auf reiner Spekulation. Mittels weicher Methoden können, so seine Argumentation, zwar weitere Fragen generiert, es könne aber kein wissenschaftliches Ergebnis erzielt werden.

Das hier zum Ausdruck gebrachte Wissenschaftsverständnis spricht der Kulturwissenschaftlerin und dem Kulturwissenschaftler die Befähigung ab, das in einer Forschung ermittelte Material systematisch interpretieren zu können. Interessant für meine weitere Beschäftigung mit dieser Problematik ist meine Reaktion auf die geäußerte Kritik. Die Fragen, die sich für mich aus dem Gespräch ergeben, beziehen sich einerseits auf die „Außensicht“ und andererseits auf die „Innensicht“ unseres Faches. Ich frage mich beispielsweise, bei welcher Zahl von erhobenen Interviews Aussagen über eine gewisse Gruppe verallgemeinerbar sind. – Ich orientiere mich also nicht an Ansätzen aus dem eigenen Fach, sondern lasse mich von der „Außensicht“ auf unser Fach verunsichern. Was mich im Nachhinein aber noch stärker verwundert, ist die Tatsache, dass mir andererseits die „Innensicht“ der Forschung Probleme bereitet. Ist die Betrachtung des Gegenstandes aus verschiedenen Perspektiven nicht Voraussetzung für eine Interpretation überhaupt? Drückt sich die Besonderheit des ethnographischen Arbeitens nicht in einer dem Thema angemessenen Herangehensweise mittels einer Melange aus verschiedenen Arbeitsweisen und der Kombination verschiedener Verfahrensweisen aus? – Es sind die Fragezeichen, welche hier an den Stellen auftauchen, wo eigentlich Ausrufezeichen stehen sollten, die mich in der späteren Beschäftigung mit diesem Gespräch stutzig machten. Hat es etwa damit zu tun, dass uns stets nahe gelegt wird, andere Perspektiven ernst zu nehmen und damit die eigene Position zu relativieren? Oder ist es vielmehr eine Unsicherheit bezogen auf die Anfertigung eines Textes, der in seiner Bestimmtheit eine Wirklichkeit suggeriert, die gleichzeitig von mir als Forscherin konstruiert wird?

Drittes Gespräch

Um dieses Gespräch mit einer Freundin, die ebenfalls Europäische Ethnologie studiert, habe ich konkret gebeten und einen Zeitpunkt für ein Treffen vereinbart. Da mir aufgefallen war, dass ich während des Schreibprozesses zu einer Verteidigung der qualitativen Methoden übergegangen war, erhoffte ich mir von dem Treffen mit einer Gleichgesinnten, neue Sicherheit zu finden. Das Gespräch wandelte sich von der anfänglichen Interviewsituation in einen regen Transfer von Gedanken, in dem wir beide unsere Meinungen ausdrückten und aufeinander Bezug nahmen. Am Ende dieses Austausches zeichnete sich eine Perspektive ab, mit den Ängsten, die Studierende im Anwenden der qualitativen Methoden haben, umzugehen: Aus diesem Gespräch ging hervor, dass sie die Angst, nicht verstanden zu werden, auf den subjektiven Faktor der Forschung zurückführt. Es gilt, so wird uns im Fach vermittelt, sich auf den Forschungsgegenstand einzulassen. In der Phase des Ermitteln des empirischen Materials bleibt das Moment der Vergewisserung aus. Es bleibt die Angst, dass bei der teilnehmenden Beobachtung Wichtiges entgeht, da der gewählte Fokus ein spezifischer ist. In den einzelnen Interpretations- und Deutungsschritten sieht sie ein „Auffangbecken“, in der Reflexion über den eigenen Blick eine Rückversicherung, bei der die scientific community eine Hilfe bietet.

Eine Grundvoraussetzung für eine distanzierte und damit differenzierte Einstellung, welche erst eine andere Sicht auf die soziale Wirklichkeit ermöglicht, sieht sie in der Sensibilisierung der Wahrnehmung. Die Kommilitonin legte dar, dass sie davon ausgehe, dass es den neutralen Standort der Forschung nicht gebe. Es geht in ihren Augen deshalb vor allem darum, die spezifische Herangehensweise, den vielfach bestimmten und determinierten Blick offen zu legen und Ergebnisse als Antworten innerhalb eines beschreib- und bestimmbar Settings zu begreifen. Im Zentrum steht die Idee einer verstehenden Forschung.

Eine solche Forschung bedarf der praktischen Erfahrung, die nur in einem längeren Übungsprozess im Feld ebenso wie im interpretativen Umgang mit Texten angeeignet werden kann. Darauf verweisen auch die bekannten Einführungstexte, welche den Studierenden die qualitativen Methoden näher bringen wollen. Dieser Hinweis kann durchaus Mut machen, da nicht von vorneherein erwartet wird, dass alle Facetten, etwa eines qualitativen Interviews, mitbedacht werden können. Auf der anderen Seite verdeutlicht diese Position auch die Hilflosigkeit der Studierenden, wenn sie in die Situation kommen, Methoden ihres Faches zu verteidigen, in denen sie selbst noch nicht ausreichend praktische Erfahrung haben.

Viertes Gespräch

Ein letztes Gespräch führte ich mit einer praktizierenden Psychotherapeutin. Diese Gesprächssituation ergab sich ebenfalls spontan, da die Therapeutin (die Mutter einer meiner Mitbewohnerinnen) für eine Woche zu Gast war und wir uns morgens in der Küche trafen. Um ein unangenehmes Schweigen zu umgehen, erkundigte ich mich nach ihrer letzten Forschung, die sie bereits vorab mehrfach erwähnt hatte. Dies brachte mir die Schilderung eines Wissenschaftsverständnisses ein, das dem unsrigen diametral entgegensteht: In der Wissenschaft, so meine Gesprächspartnerin, will man so objektiv wie möglich sein, deshalb nutzt man erprobte Methoden, die jederzeit von jedem mit identischen Er-

gebissen wiederholt werden können. Wäre es anders, könnte man dem ausführenden Leiter und der Leiterin Fehler in der Interpretation unterstellen.

Diese Darstellung von Wissenschaft, die keine Abweichung mitdenkt, steht im Gegensatz zu der in unserem Fach vermittelten Annahme, dass Validität und Reliabilität in der Forschung über die Transparenz und Nachvollziehbarkeit des wissenschaftlichen Prozesses erreicht werden können. Interessant ist auch bei dieser Stellungnahme meine Reaktion. Anders als bei den vorherigen Situationen ergab sich bei dieser Provokation keinerlei Rechtfertigungsbedarf auf meiner Seite – ich beschloss stattdessen den Raum zu verlassen, da mich die Gesprächssituation zu langweilen begann. Die hier zitierte Äußerung ist für mich in ihrer behaupteten Ausnahmslosigkeit unwissenschaftlich.

Der Dialog – und das habe ich zu zeigen versucht – steht für mich in seinem intersubjektiven Charakter für einen Schritt des Erkenntnisprozesses. Die Gespräche fungieren als Moment der Distanznahme und ermöglichen auf diese Weise eine Form der Reflexion. Die Langeweile, die sich bei mir mit der leidigen Frage der Objektivität breit machte, nehme ich ebenfalls als Denkanstoß und denke – vorerst im Stillen – weiter über die Frage der Repräsentation nach, um dann den Dialog über die Subjektivität im Hinblick darauf wieder aufzunehmen.

4. Das Selbstgespräch: Verschwiegenes ... diskret (V)Erschriebenes (MT)

Die gemeinsame Vorbereitung zur Tagung förderte im Besonderen die Reflexion über unsere je eigenen Positionen und formierte sich sehr stark um die Frage: Wie zeigen wir, was wir tun? Das Denken aus dreierlei Standpunkten und die Reflexionen über drei Bereiche des „Abseits“ disziplinärer und disziplinierter Kommunikation beeinflussten schließlich und in weiterer Folge die Wahl der Textform für unsere drei Vortragsteile. Wir wagten also ausgesprochen offene Darstellungsformen, die dem „Dahinter, daneben, darüber hinaus“ wissenschaftlicher Bühnen und Repräsentationsformen geschuldet sein sollten: Texte, die das Abseits in den Fokus rückten und auch als Repräsentationsform selbst eine eher unkonventionelle Gestalt und Gestaltung zeigen durften.

Der folgende Vortragstext zum Selbstgespräch zeigt Bilder und bildet ab: Er entstand beim Wiederlesen von Feldforschungsaufzeichnungen und strapaziert vor allem Notizen und Passagen, denen das Forschungsprotokoll als Versteck diente: es enthält auszugsweise Gedanken, die zu Papier mussten, die lediglich deponiert werden wollten, abgelagert, um geistig neuen Raum zu schaffen, um im Kopf Platz zu machen für das, was *eigentlich* bedacht werden sollte. Die folgende Auswahl und Zusammenstellung einiger dieser Journal-Fragmente ist demnach wie eine Collage zu betrachten: es handelt sich bei den Reflexionen um neu arrangierte *Clippings*, um Ausschnitte aus meinem Forschungstagebuch, die um in Sprach-Bilder gebrachte Alltags- und auch Wissenschaftspraktiken kreisen.

Der Aufbau folgt der gedanklichen Arbeitstechnik des Rückblicks, gibt punktuell Einblick und versucht reflektierend einen möglichen Ausblick aus dem

verworrenen Dickicht ethnographischer Praxis zu schaffen. Die Überschriften *Entwürfe – Einwürfe – Vorwürfe* bündeln weitere Phasen des Selbstgesprächs im mehr oder weniger *geheimen* Schreibprozess. Ich habe mir für die Vortragsgestaltung erlaubt, die ausgewählten Zitate *flüchtig* und *austauschbar* zu belassen und selbst ihre Ränder – ohne Erdung – verschwimmen zu lassen. Kriterium der Auswahl waren Momente des Zauderns und Ringens im Schreibprozess, des Ringens um das *Ansprechen, Entsprechen und Aussprechen* als für mich kritische und beachtenswerte wissenschaftliche Praktiken.

Dem Leser und der Leserin sei deshalb vorweg der Kontext der „Tagebuchpassagen“ skizziert: Teils reflektieren sie in einer Form des *Affektprotokolls*⁵ Momente der Provokation und Aggression im Rahmen von BürgerInnenversammlungen und öffentlichen Informationsveranstaltungen rund um regionale Bauprojekte; ein weiterer Auszug bündelt Gedanken zur diskursanalytischen Betrachtung lokaler Medien und der PR-geschulten und marketingorientierten Sprache wirtschaftlicher und politischer Entscheidungsträger; ein dritter Auszug entstand *fernab* des untersuchten Feldes und reflektiert meinen eigenen Artikulations- und Repräsentationsraum als Beobachterin, Analytikerin und Sprecherin.

Entwürfe – Stimmungen und mehrstimmiges Material

Als Material zur Reflexion der Selbstgespräche rund um „mein Feld“ und des damit verbundenen Schreibprozesses dienen Notizen aus einem Arbeitsjournal des Jahres 2008, die der Frage folgen, was denn nun in einem durch EU-Subventionen versuchsweise neu strukturierten Gebiet an der österreichisch-ungarisch-slowenischen Grenze als „Prozess der Europäisierung“ bezeichnet werden könnte, ob und wie Europa vor Ort real zu werden vermag bzw. welche Einflüsse tatsächlich Regionen um den ehemaligen Eisernen Vorhang in Dynamik versetzen oder zur Ruhe kommen lassen. Das Thema, die Frage, diese meine Aufmerksamkeit impliziert als Methode den Vergleich, räumlich und zeitlich, ganz allgemein und ganz persönlich. Da es in einem Fach wie der Europäischen Ethnologie, die sich dem – nicht zuletzt eigenen – Alltag verschrieben hat, unmöglich ist, dem Spannungsfeld von Nähe und Distanz, von Betroffenheit und Objektivierung zu entgehen, hielt und halte ich es für notwendig, schreibend Wege zu erschließen, um als gesellschaftliche Stimme und stets Teil des Ganzen – was für alle wissenschaftlichen Disziplinen gilt – auch Gehör und Akzeptanz zu finden. Kurz: die Herausforderung für das, was mich bewegt und was ich tue, liegt gerade in der vermeintlichen Nähe des gewählten Feldes. Durch den Entschluss, mich einem Feld zuzuwenden, das mir biographisch näher liegt als mir lieb ist, kreisen meine Aufzeichnungen oft um das Verschwimmen eines klar bestimmbareren „Drinnen“ und „Draußen“, erst recht, nachdem es sich unübersehbar zu einem politischen Konfliktfeld entwickelte.

Beim reflektierenden Rückblick auf meine Aufzeichnungen fühle ich mich – selbst noch bei der Re-Lektüre – mitgerissen: mitgenommen von Dynamiken und Ereignissen, hineingezogen, mitten drin, wo ich gar nichts mehr sehe und um Abstand und Distanz ringe. Mein Interesse, so kann ich nachlesen, wird zur Intervention, mein Erscheinen und Hinschauen, das „Vor-Ort-Sein“ wird unheimlich, verunsichert mich, aber teilweise auch andere Beteiligte. Ich werde zugeordnet, fühle mich gescannt, positioniere mich, ziehe mich zurück, tauche unter, tauche auf, fühle mich beobachtet, beobachte still, husche hinter die Ku-

lissen, zeige mich weniger, forsche heimlich, kehre zum Schreibtisch zurück, bleibe *un-einsichtig* und schreibe darüber. Das dabei immer wieder aufkeimende Unbehagen wird – wie die Notizen nachträglich zeigen – durch Lektüren, durch die Anrufung „klügerer Köpfe“, durch die Suche nach theoretischen und methodischen Ankern zu bewältigen versucht. Bei genauer Betrachtung finden sich noch weitere, weniger reflektierte Praktiken und Muster, die immer wieder das Verfassen von Texten begleiten.

Es wiederholen sich Verortungen: ... wieder und wieder versuche ich, schreibend festen wissenschaftlichen Boden unter die Füße zu bekommen, mich aus der Mitte des Geschehens ins Abseits zu schreiben und mich aus dem vermeintlich wissenschaftlichen Abseits in ein Fundament des Faktischen zu betten. Es kehren Enthüllungsversuche wieder, die sich auf gesellschaftliche – stets strukturelle, sprachliche, soziale, politische – Zusammenhänge stürzen, es findet sich aber auch – wie eine zyklische Irritation – der stete Versuch, mir selber auf die Schliche zu kommen.

Einwürfe – Stimmen von außen

Ich beginne selbst diesen Text über meine Forschungsarbeit mit den Zuschreibungen: „mein Feld“ – „mein Thema“. Anführungszeichen weisen die Ambivalenz bei der Verwendung aus, machen Unsicherheit sichtbar. Aber wozu diese Ummantelung? In Wiederholungsschleifen überlege ich: was zieht mich an – was stößt mich ab? Da ertönt aus dem Hinterkopf die erst kürzlich eingeworfene Bemerkung „Ach ja, ‚Ihre Grenze!‘“, gefallen aus dem Mund einer anderen Person, nicht irgendeiner, sondern einer solchen, deren Urteil ich mich aussetze Diese Stimme, das Gesagte, der Ton und die Untertöne, die vielleicht nur ich zu hören vermag, rühren in meinem Unbehagen einmal rundherum. Ich fühle mich angesprochen, ja als würde mir etwas abgesprochen. Fehlende Distanz? Das nötige objektive Urteilsvermögen? Wissenschaftlichkeit wird gerne weit weg definiert vom Biographischen und die Kunst oder auch der Studienerfolg angeheender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler besteht oft darin, die unauffälligsten, die diskretesten Sprach- und Kommunikationsformen zu wählen, um heimlich und angepasst doch die Hintertür zum Nächstgelegenen zu nehmen (vgl. dazu Riemann 2009, S. 249–251) – zu Themen, die brennen, die im Interesse stehen, gewissermaßen im Dazwischen, nämlich zwischen mir und meinem Ziel, sei es ein Abschluss oder ein Forschungsprojekt, in jedem Fall eine Publikation, die sich an das Interesse anderer richtet.

Vorwürfe – Stimmen von innen

Wiederkehrend ist die Frage: „Was tue ich?“ – in Variationen auch: „Wie tue ich?“ – immer dann, wenn ich mich schwer tue. Aber womit? Schreibend durchmesse ich Gesagtes, stoße mich am Ungesagten, an sprachlich zementierten Hierarchien, an bestehenden Ordnungen und ihrer verbalen und nonverbalen Repetition:

„Wichtig ist, dass ich sachlich unterschiedliche Positionen darlege, ohne – wenn geht – parteiisch zu werden. Aber was heißt schon sachlich? Entlang der Kategorien race, gender, class oder vielmehr in Hinblick auf die Bildungsstruktur könnte ich die hegemonialen Praktiken der Wirtschafts- und Landes-Vertreter in einem schwach entwickelten, in einem so genannten ‚strukturellschwachen‘ Land beschreiben und analysie-

ren. Da ist es wirklich schwer, sachlich zu bleiben, in jedem Fall wichtig, meine Position und Perspektive zu thematisieren, weil offenbar seh' ich diese ‚grauen Herren‘ in Anzügen durchaus anders als viele vor Ort. Ein Zitat als Beispiel: ‚Wenn die EU es will, werden wir auch den ungarischen Müll verbrennen!‘ – wie geb' ich den Hohn der Aussage wieder, wie die Lautstärke und Potenz? Wie die Provokation und Demütigung? Wie kann man Personen schriftlich intonieren? Wie lässt sich die damit demonstrierte unumstößliche Allmachtsanspielung/-vorspielung einem aufgeklärten, demokratisierten Gegenüber übersetzen, verdeutlichen, v.a. ohne dabei aufs Neue zu polarisieren?“

Schreiben, um zu verwerfen ...?

Die Notizen kratzen an Grundsätzlichem, sie wollen zur Sprache bringen, was Sprache, was das Sprechen verhüllt. Es ist ein Ringen um die Darstellbarkeit von Ambivalenz. Einmal enthüllte (Un)-Verhältnisse stoßen an Barrieren des Ausdrucks, aber auch an Grenzen von Institutionen:

„Wie also das als krass Erlebte, das als verwerflich, abscheulich Empfundene versachlichen? Welches Maß an Transparenz hat angesichts pluralisierter – oder besser: fragmentierter Öffentlichkeiten welche Wirkung? – oder vielmehr: welche Geltung? Wahrnehmen, für wahr nehmen, für wahr halten, ... gerade Texte gelten als Institution. Sie besiegeln. Wer sich und seine Glaubwürdigkeit besiegeln will, schreibt auf – oder besser noch: schreibt vor.“

Darstellungen und Vorstellungen – Schreiben in Klammern

„Das Schreiben impliziert das Lesen. Wer aufschreibt liest auf. Wer schreibt denkt den Leser schon mit. Vor allem als Medium der Überzeugungsarbeit sind Texte verbrieft. Das Schreiben, eine Kulturtechnik (eigentlich eine schizophrene), basiert auf Dualität, auf dem Vorstellungsvermögen eines Gegenübers oder einer imaginierten Öffentlichkeit. Es schafft jenen Raum, in dem man sich den Blicken (und damit dem Urteil) anderer aussetzt. Das Geschriebene will – wenn vielleicht nicht zwingend wahr sein, so doch – wahr wirken. Wirken wollen Texte (im Sinne ihrer SchöpferInnen) allemal. Wie sie wirken sollen/wollen wird mitgedacht und kann geschult werden: Wir unterscheiden Gattungen zur Einordnung der Absichten und Inhalte, wir differenzieren Genres und Stile. Und dennoch lässt sich die Wirkung je nach Erfahrung und Umgang mit Texten (je nach Bildungsgrad und Reflexionsvermögen??) oder je nach Position zum Autor, zur Autorin nie zur Gänze kontrollieren oder erahnen.

Texte vermitteln und übersetzen, sie sind Medium (auch Remedium) und Brücke. Texte dienen und verderben. Sie dienen als Werkzeug oder Waffe. Gelegentlich verlangen sie Mut. Sie können ebenso mut-willig für wahr oder unwahr gehalten werden. Entsprechen sie nicht der Wahrnehmung der LeserInnen, liegen die AutorInnen schlichtweg falsch, sofern nicht vorweg gedankliche Spielräume freundlich und gefällig eröffnet wurden, wie z.B. jener der Ironie oder der der Anregung zum Nachdenken.

Text macht Sprache greifbar, er macht Gesagtes begreifbar und angreifbar. Gesagtes wirkt und verflüchtigt. Das Schreiben hält fest. Der Text, das Schreiben macht dingfest, ermöglicht die Analyse: die Betrachtung, den Vergleich, die Erklärung etc.

Ethnographie braucht diese Mittel und Techniken, sie braucht den Text. Ethnographie hat sich der Beschreibung verschrieben. Sie schreibt über soziale Strukturen, über Dinge und ihre Verwendung, sie beschreibt Zeiten, Räume, Ordnungen und wie die Menschen sich darin bewegen. Dieses Schreiben ist immer Mittel, Medium. Und immer auch an einen oder mehrere Zwecke gebunden. Es hat Funktion, es hat Status. Und: es wird demnach bemessen. Messen, ach ... aber selbst das Messen dient der Orientierung, der Selbstvergewisserung, der Versicherung. Drinnen und Draußen.“

Die ausgewählten Passagen waren nie für eine Öffentlichkeit gedacht, für niemanden außer meinem geistigen Mitleser. Dieses mein imaginäres Überauge

beim Schreiben – ich als mein Beobachter und Gesprächspartner beim Festhalten von Gesehenem und beim Verfassen von Gedachtem – ist öfter ein männliches als ein weibliches. Nicht nur das hat die Re-Lektüre deutlich gemacht. Was ich als Arbeitsjournal begonnen hatte, enthält Verdächtigungen meiner selbst, die im Widerstreit stehende Wissenschaftsbilder implizieren, ohne explizit Erwähnung zu finden. Das wieder und wieder Lesen ermöglicht Verständnis und Eingeständnisse, die ich mir zum Zeitpunkt des Schreibens noch schuldig bleibe. Zur Erkenntnis führen erst ein zweiter oder dritter Blick auf (nicht) An- und Ausgesprochenes.

5. Das Beratungsgespräch: Bedenken ausräumen, anmelden, ausräumen (KL)

Es sind Wiederholungen, um die es im Folgenden geht, Gespräche zwischen Studentinnen und Studenten und Betreuerin über eine anstehende Qualifikationsarbeit, die sich in den jeweiligen Grundlinien des Fragen und Nachfragens, aber auch in der Geschichte der jeweiligen Diplomarbeiten oder Dissertationen mit kleinen Variationen wiederholen.⁶

In Anbetracht der institutionellen Rahmung der Kommunikationssituation kann dies nicht verwundern. Auch wenn wir die Termine nach gemeinsamer Absprache so festlegen, dass sie zeitliche Spielräume eröffnen, so bleibt dieser Spielraum sozial begrenzt. Mit dem Beratungsgespräch ist ein geschützter Raum (der eines Vier-Augen-Gesprächs) definiert, der strukturell von einem Ungleichgewicht – zwischen Expertin und Lernenden – geprägt ist und inhaltlich auf fachliche Fragen verpflichtet ist. Wiederholungen in der Kommunikation von Beratungsgesprächen mögen also vorhersehbar sein, gerade deshalb können sie für die Frage nach Forschungsroutinen aufschlussreich sein – auch deshalb, weil viele zu diesem Zeitpunkt (noch) keine Routinen und weder Selbstbewusstsein noch Selbstsicherheit im empirischen Arbeiten entwickelt haben. Nicht zuletzt die neuesten Studienpläne stehen der Einübung in das ethnographische Arbeiten entgegen. Diplom-, Magister- oder MA-Arbeiten markieren oft jenen Zeitpunkt im Studium, zu dem die Einzelnen massiv mit diesem Problem konfrontiert sind. Gerade auch Offenheit, die qualitative Forschung nicht nur zulässt, sondern auch einfordert, muss gelernt und geübt werden (können).

Bedenken ausräumen – im Gespräch

Es ist meist das erste Beratungsgespräch von mehreren. Mein Gegenüber spricht Ideen zum Themenfeld an, kreist ein und erweitert wieder; wir probieren Gedankengänge aus und tasten uns zu empirischen Möglichkeiten vor. Und dann kommt die Frage, die uns bis zum Ende der Verschriftlichung in immer neuen Varianten begleiten wird: Wie viele Interviews oder Wahrnehmungsspaziergänge oder sonstige Daten und Materialien ethnographischer Empirie sind zu bearbeiten?

Wir sind wieder auf dem Boden der Tatsachen. Das Andere und die Anderen haben uns zurückgeholt. Denn die Frage nach dem Wieviel wird zumeist kon-

textualisiert: Man habe sich andere Qualifikationsarbeiten angesehen, mit Kommilitoninnen und Kommilitonen unterschiedlicher Fächer über diese Frage gesprochen ... Da kursierten ganz unterschiedliche Angaben und Zahlen. Meine Stellungnahme, als die Stellungnahme der Betreuerin von einer gewissen Verbindlichkeit, bildet einen Kontrast zu diesen Texten und Kontexten: Die Frage nach der Anzahl sei im genauen Wortsinn zu relativieren, als Frage von Methode und Methodologie zu diskutieren. Die Einzelfallstudie sei als Basis einer Qualifikationsarbeit sehr gut geeignet, die Konzentration auf einige wenige Befragungen sei vor dem Hintergrund intensiver Text- und Kontextarbeit anzuraten.

Die Reaktion auf meinen Text, der dem in Lehrveranstaltungen wohl nicht selten wörtlich entspricht, ist Erleichterung, eine Erleichterung, die meines Erachtens nach auf Ambivalenzen oder stärker: auf ein Dilemma verweist. Einerseits kennen die meisten meine Position zu dieser Frage, andererseits bewegen sie sich in einem diskursiven Feld, in dem die Frage nach dem Wieviel in der Regel immer noch mit dem Verweis auf Mindestmaße und in absoluten Zahlen beantwortet wird – auch von Kolleginnen und Kollegen, die sich selbst einer qualitativen, subjektorientierten Forschung zuordnen. Das wissenschaftliche Establishment, an dem sich derartige Aussagen ausrichten und an dem wir uns in Wien als kleines Fach zwischen Sozial- und Geisteswissenschaften orientieren, orientieren müssen, kommuniziert nach wie vor in dem Muster, das von Bettina Heintz mit Niklas Luhmann als „semantische Einrichtung“ (Heintz 2007, S. 67), als symbolisch generalisierte Kommunikation über Zahlen charakterisiert wird.

Gleichzeitig habe ich mit und nach diesen Gesprächen den Eindruck, dass sich so etwas wie Zuversicht und Lust auf die Forschungsarbeit entwickelt, dass das Thema für die Einzelnen in Bewegung gekommen ist und sich bisher nicht bedachte Möglichkeiten eröffnen. Im Gespräch konnten wir – erst einmal – Bedenken – als Form spezifischer Rücksicht gegenüber kanonischen Wissensbeständen – ausräumen.

Bedenken – im Gespräch bleiben

Die Arbeiten gehen voran. Es wurde gelesen, es wurden Gespräche geführt, Beobachtungen gemacht. Erste Schritte der Auswertung sind getan. Das Geschehen wird Schritt für Schritt zum Material, das Diffuse wird zum Kompakten. Dafür steht die Nachfrage innerhalb eines neuerlichen Gesprächstermins: Nicht selten wird die Frage nach der Anzahl der zu bearbeitenden Interviews, Beobachtungen etc. nochmals gestellt: Man habe bereits Interviews geführt, aber da seien eher schlechte, sehr kurze Gespräche dabei, solle man da nicht besser... Wieder sind es die Maßstäbe einer spezifischen, konventionellen Wissenschaftlichkeit, die das lange als das gute Interview bewerten lassen, die Ausgangspunkt der Verunsicherung sind, wieder ist es die Quantität, hier in der zeitlichen Dimension, die zum Gegenstand unseres Dialogs und meiner Einwendungen wird: Gerade im qualitativen Ansatz sei jedes, auch noch so kurze und womöglich unter Komplikationen verlaufene Befragungsgespräch als Ausdrucksform eines Gegenübers ernst zu nehmen, biete dies vielfältigste Ansatzpunkte für eine Arbeit am Gegen-Stand.

Auf einer zweiten Ebene ist die Wiederholung dieser Frage nach dem Wieviel bemerkenswert: Denn dahinter steht nicht selten die Suche nach einem Interview, das besser hineinpasst in die Argumentationslinie und in die schriftliche

Form, die sich in ihren Konturen abzuzeichnen beginnt. Mehrere Interviews zu führen, das bedeutet nicht immer die systematische Erweiterung, sondern oft die Eingrenzung – die Möglichkeit, aus mehreren auswählen zu können, bedeutet ein Ausweichen angesichts der Vielstimmigkeit von Aspekten und Aussagen, mit denen sich die Einzelnen in der Bearbeitung ihrer empirischen Materialien konfrontiert sehen.

Das zweite typische Gesprächsthema dieser Phase des Arbeitens lässt sich in Ergänzung dazu lesen: Mit Anzeichen von Besorgnis werde ich um einen Termin gebeten. Im darauffolgenden Gespräch wird mir oft auf Umwegen und in Abschweifungen erklärt, man habe das Thema geändert, ob das ein Problem sei. Was in meiner Perspektive lediglich eine Präzisierung des Themas darstellt, die sich konsequenterweise aus der Auseinandersetzung mit dem Material ergibt, wird von meinen Gesprächspartnerinnen und -partnern als Wende, wenn nicht als Bruch thematisiert. An der Beunruhigung darüber lässt sich ermesen, wie tief das Ideal eines stringent verlaufenden Forschungsprozesses nach wie vor verankert ist. Dieses Wissenschaftsverständnis, das von den Wechselwirkungen zwischen forschender Person, Fragestellungen und Konzepten, Methoden und Materialien abstrahiert und Kontingenzen weitgehend ausschließt, ist zwar längst auf breiter Basis, etwa durch die Arbeit der Wissenssoziologie und Methodenkritik, in Frage gestellt und dekonstruiert worden, dennoch beherrscht und überformt dieses Ideal nicht nur die Forschungsarbeit junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sondern auch die Logik und Organisation der Forschungsförderung – man muss sich nur die Förderbedingungen genau ansehen.

Bedenken anmelden – ins Gespräch bringen

In der Phase des Schreibens, der Übersetzung von Recherche und Analyse in den eigenen Text, werden mir immer wieder Textteile zugesandt. Meine Anmerkungen erläutere ich in Gesprächen mit der jeweiligen Person, daraus entwickeln sich zumeist intensive Diskussionen, deren Ergebnis nicht selten Erweiterungen oder Umbauten der Gliederung sind. Meine Kritik mache ich dann oftmals an Engführungen in der Auswertung fest: Während in den zitierten Passagen Mehrdeutigkeiten, Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten sichtbar würden, seien diese in den Analysen, Interpretationen und Schlussfolgerungen der Autorinnen und Autoren nicht mehr erkennbar. Überhaupt sei der Blick auf Inhalte wie auf Formen zu ungenau, zu kursorisch.

Von der Vielfalt und Vieldeutigkeit des Materials wird von den meisten wie von einer Belastung und einem Problem gesprochen: „Wie finde ich einen Weg durch das Material?“ „Wie gehe ich mit dieser Vielfalt um?“ Nicht wenige bringen Beispiele und Ausschnitte ihres Materials zu diesen Besprechungen mit. Mit dieser Geste ist das Problem im mehrfachen Sinne des Wortes verdinglicht: es ist mitteilbar, kommunizierbar gemacht, es ist aus einer anderen als der nur individuellen Perspektive wahrnehmbar geworden. Man distanziert sich davon, es ist greifbar geworden.

Auch wenn wir im Gespräch Vorschläge und sogar konkrete Wege ausarbeiten, diese Vielfalt nicht nur zu organisieren, sondern auch als wichtiges Merkmal von zum Beispiel Kommunikation wert zu schätzen, so setzt sich letztendlich doch bei vielen im Text eine Argumentationslinie der Eindeutigkeit durch. Gerade diese Gesprächssituationen hinterlassen bei mir immer wieder Ratlosigkeit – auch in meinem eigenen Arbeiten kenne ich diese Situation, wenn ei-

nen die Vielfalt dazu zwingt, lieb gewonnene, mühevoll aufgebaute Argumentationslinien zumindest zu durchkreuzen. Die Mobilität und gleichzeitig die Konsequenz, diese Vielseitigkeit zuzulassen, fehlt auch mir immer wieder. Zumal die Konventionen und Formate schriftlicher Wissenschaftlichkeit einen angemessenen Umgang mit dieser Vielfalt und Vieldeutigkeit weniger unterstützen, diesen vielmehr durch ihre Unilinearität erschweren.

Bedenken ausräumen – im Schreiben

Das Bemühen um das Allgemeine und Definitive bestimmt zu weiten Teilen das Schreiben. Differenzen werden so über die Verschriftlichung, die ja immer das Auswählen beinhaltet, ausgeräumt. Die Einzelnen verfolgen diese, ihre Schreiblinie zunehmend geradliniger. Die Gespräche in dieser Phase der Forschungsarbeit werden seltener, wenn wir ein Gespräch führen, so sind es eher Marginalien wie Schriftgröße, Randgestaltung, Typoscript allgemein, die für mich irritierend oft in den Vordergrund gerückt werden. Das Regime der bestimmten Fassung hat sich durchgesetzt, verstärkt durch das Zeitregime des Studienplanes, aber auch persönlicher Lebensplanung. In dieser Phase der Forschungsarbeit, des Ethnographierens interveniere ich nur noch sehr vorsichtig, verweise auf Möglichkeiten, auch das strenge Format der Qualifikationsarbeit zu variieren und zu erweitern, um dem Erarbeiteten und dessen Breite besser Raum geben zu können. Letztlich aber ist es nur eine kleine Minderheit, die sich in dieser Phase auf Experimente der Umsetzung und Gestaltung einlässt, der große Teil verlässt sich auf die bewährten Formen der Qualifikationsarbeit in rigorosen Ordnungsmustern (wie 1.1.1.) als einem sicheren Rahmen für das Erforschte.

Bedenken, so ein erstes Resümee über die hier nur angedeuteten Beratungsgespräche, Bedenken bleiben. Die beständig um eine andere wissenschaftliche Logik als diejenige qualitativen, subjektorientierten Forschens kreisenden Gespräche erfüllen eine wichtige Funktion. Durch das Besprechen jener Standards, die die Wissenschafts- und Alltagskulturen auch heute noch deutlich bestimmen, in der Gegenüberstellung mit den Möglichkeiten qualitativer Ansätze werden Denk- und Spielräume zumindest zeitweilig eröffnet, die ohne Beratungsgespräche verschlossen blieben. Die Wiederholung von Bedenken und Fragen im Gespräch ist als Moment der Verunsicherung und gleichzeitig der Versicherung notwendig.

6. Resümee

Bedenken, damit kommen wir zum Schluss, Bedenken sollen bleiben. Und wir erweitern den Aspekt: Bedenken, Vorbehalte und Zaudern müssen möglich sein. In seiner Antrittsvorlesung „Über das Zaudern“ spielt Joseph Vogl in immer wieder neuen Perspektiven die Geste des Zauderns und deren innere Ökonomie durch: „Im Zaudern verdichtet sich ein kritisches, krisenhaftes Verhältnis von Tat und Hemmung, Handeln und Grund, Gesetz und Vollzug; und dabei wird zwangsläufig der Boden aufgewühlt, auf dem überhaupt sich eine Welt, ein Weltverhältnis konstituiert.“ (Vogl 2008, S. 25)

Raum für dieses Zaudern, für das Formulieren von Vorbehalten und Bedenken gibt einerseits das Schreiben, allerdings nur im spezifischen Format des Forschungstagebuchs. In den gängigen Formen und Genres der Qualifikation als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler setzt sich das Schreiben zunehmend in seiner Variante der Kulturtechnik des Ordnen in Linearität durch, in der das Zaudern und Bedenken allenfalls randständig „eingerrückt“ werden. Die „Krise der Repräsentation“ wurde als Thema der Ethnologien in den 1980er Jahren lediglich abgehandelt (vgl. Clifford/Marcus 1984; Knecht/Welz 1995) und nicht weiterverhandelt, keine Diskussion um konkrete Formate konnte sich daraus entwickeln.⁷

Raum für das Bedenken – als kommunikatives Handeln definiert – gibt insbesondere die direkte Kommunikation in Gesprächen, in Gesprächen, die sich wiederholen können und sollen. Welch zentrale Funktion der Wiederholung zukommt, dies zeigt jede Ethnographie beliebiger Kommunikationsformen und -themen. Im Gegensatz zur schriftlichen Kommunikation fordert und fördert die Formulierung von Bedenken im Gespräch direkt Resonanz und einen Zwischenraum, gleichermaßen für Sicherheit und Unsicherheit. Gegenüber der herkömmlichen Formatierung wissenschaftlicher Textualität und einem Denken und Arbeiten in Fertigkeiten (im mehrfachen Sinne des Wortes), wie sie durch die sog. Bologna-Architektur neuerlich konturiert worden sind, muss es uns ein besonderes Anliegen sein, diesen Zwischenraum für beides frei zu halten.

Anmerkungen

- 1 Mit der Veröffentlichung in einer Zeitschrift sind weitere Schritte des Überschreibens und Einschreibens in spezifische Formate verbunden. Um die Schritte der Modifikation unseres Textes als interaktiven Prozess abzubilden, fügten wir unsere Replik auf die Lektüren unseres Texten im Peer Review-Verfahrens als Endnoten ein (vgl. zur epistemologischen Funktion von Fuß- und Endnoten Genette 1989, S. 304–327).
- 2 Wir halten es wie Roland Barthes: Wenn wir über Effekte der Verschriftlichung, über „Falltüren der Skription“ schreiben, so essentialisieren wir damit nicht mündliche Verfahren und Formen: „... nicht, daß die Rede von sich aus frisch, natürlich, spontan, wahrhaftig und Ausdruck einer Art reiner Innerlichkeit wäre...“ (Barthes 2002, S. 9)
- 3 Dieses Ausblenden verstehen wir als Prozess, der sich im Studium und in Alltagsgesprächen abzuzeichnen beginnt und sich mit zunehmenden Anforderungen der Qualifizierung, insbesondere der Verschriftlichung, verstärkt.
- 4 Unter dem Begriff „Gespräch“ werden von mir alltägliche Gesprächssituationen, aber auch von mir initiierte Befragungsgespräche zusammengefasst, die ich im Zeitraum der Vorbereitung unseres gemeinsamen Vortrages weitgehend offen geführt und notiert habe.
- 5 Der Begriff bzw. das Modell „Affektprotokoll“ wurde im mündlichen Kontext eines Workshops von der Museologin und Kulturwissenschaftlerin Sabine Offe angesprochen und von mir aufgenommen und für meinen Arbeitszusammenhang modifiziert.
- 6 Die folgenden ethnographischen Notizen gehen auf langjährige, immer wiederkehrende Beobachtungen zurück; aufgrund der Verdichtung dieser Erfahrungen habe ich trotz aller problematischen Implikationen das ethnographische Präsenz als Darstellungsform gewählt.
- 7 Diese von uns im Vortrag getroffene Aussage ist zu präzisieren: Unsere Kritik setzt daran an, dass und wie hier Diskurse und Praktiken in unterschiedlichen Geschwindigkeiten verlaufen. Einerseits wurde und wird nach den wichtigen Anstößen durch die Writing Culture-Debatte der 1980er Jahre in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen eine intensive Debatte über die Frage der Repräsentation und das

Schreiben als zentrales Moment der Formierung von Wissen und Wissenschaften geführt; unter dem Einfluss systematischer Reflexion der Verschriftlichung konnte sich beispielsweise eine Anthropologie des Schreibens etablieren (gute Überblicke über die Entwicklung bieten Zenker/Kumoll 2010 und Barton/Papen 2010). Andererseits aber finden diese Diskurse bislang nur selten Niederschlag in der konkreten Gestaltung von Texten. Insbesondere die Schreibpraxis im Bereich der so genannten Qualifikationsarbeiten ist von den sicheren Standards herkömmlicher Wissensproduktion bestimmt. Auch für etablierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind Formatexperimente durchaus riskant (vgl. Bendix 2008). Dies gilt insbesondere, aber nicht nur für deutschsprachige Wissenschaftskulturen; auch in so vielfach aufgelegten und prominenten Anleitungen aus dem angloamerikanischen Kontext, wie etwa denen von Martin Hammersley und Paul Atkinson, verweisen die Autoren auf die Persistenz von Mustern und Konventionen (z.B. Hammersley/Atkinson 2010, S. 191–208).

Literatur

- Barthes, R. (2002): *Die Körnung der Stimme. Interviews 1962–1980*. Frankfurt a.M.
- Barton, D./Papen, U. (Eds.) (2010): *The Anthropology of Writing. Understanding Textually Mediated Worlds*. London.
- Bendix, R. (2008): *Formatfrustrationen? Geschlecht, Biographie, Wissensproduktion und -präsentation*. In: Langreiter, N./Timm, E./Haibl, M./Löffler, K./Blumesberger, S. (Hrsg.): *Wissen und Geschlecht. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 31)*. Wien, S. 91–110.
- Clifford, J./G. E. Marcus (1984): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkely/Los Angeles.
- Dausien, B./Kelle, H. (2009): *Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung*. In: Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.): *Biographieforschung im Diskurs*. 2. Auflage. Wiesbaden, S. 189–212.
- Génette, G. (1989): *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt a.M.
- Heintz, B. (2007): *Zahlen, Wissen, Objektivität: Wissenschaftssoziologische Perspektiven*. In: Mennicken, A./Vollmer, H. (Hrsg.): *Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft*. Wiesbaden, S. 65–85.
- Hammersley, M./Atkinson, P. (2010): *Ethnography. Principle in practice*. 3rd. edition. London.
- Knecht, M./Welz, G. (1995): *Ethnographisches Schreiben nach James Clifford*. In: KEA Sonderband 1, S. 71–91.
- Riemann, G. (2009): *Zur Bedeutung ethnographischer und erzählanalytischer Arbeitsweisen für die (Selbst-)Reflexion professioneller Arbeit. Ein Erfahrungsbericht*. In: Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.): *Biographieforschung im Diskurs*. 2. Auflage. Wiesbaden, S. 248–270.
- Simmel, G. (1995): *Der Bilderrahmen. Ein ästhetischer Versuch*. In: Simmel, G.: *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Band 1. Gesamtausgabe Band 7*. Frankfurt a.M., S. 101–108.
- Vogl, J. (2008): *Über das Zaudern*. 2. Auflage. Zürich/Berlin.
- Zenker, O./Kumoll, K. (Eds.) (2010): *Beyond Writing Culture. Current Intersections of Epistemologies and Representational Practices*. New York/Oxford.